

mit dem besonders die Intellektuellen die »hochherzige Nation Frankreich« bedenken. »Der Krieg ist die Frucht der Schwäche und der Dummheit der Völker; man kann sie deshalb nur beklagen, ihnen aber nicht zürnen... Ich beschwöre Sie und die geistige Elite Deutschlands, unter denen ich so viele Freunde zähle, mit aller Kraft gegen dies Verbrechen Ihre Stimme zu erheben...«

268

ROMAIN ROLLAND AN KARL WOLFSKEHL

Handschriftlicher Brief vom 18. 10. 1914 aus Genf. 1 Bl., 2 Seiten.  
(Leihgabe: Judith Köllhofer-Wolfskehl)

»Jedem, der wie ich in diesem Augenblick das weltweite Elend und die Gleichheit aller vor dem Elend sieht, werden die Abhandlungen über die Übermenschen und die Übervölker höchst nichtig erscheinen. Jedes Volk glaubt, das auserwählte Volk zu sein. Europa ist einer pathologischen Exaltation preisgegeben, der bald eine tiefe Nieder geschlagenheit folgen wird.

Doch lassen wir diese Themen, über die wir uns nicht einigen können und suchen wir, lieber Herr Wolfskehl, eine andere Verständigungsgrundlage...« (Aus dem Französischen: Brigitta Prenzel).

Rolland bittet Wolfskehl um Vermittlung bei der Suche nach dem in Gefangenschaft geratenen Schriftsteller Jacques Rivière, dem Sekretär der »Nouvelle Revue Française«. In seinen Aufzeichnungen aus den Jahren 1914–1919 »Ré Soupault« (Deutsch: »Zwischen den Völkern«, Stuttgart 1954, S. 35) notierte sich Rolland: »Ergreifend ist der Brief von Wolfskehl neben dem sehr höflichen Hauptmann und einem Dilettanten, Norbert Jacques, der über Belgien herfällt. [Wolfskehl] bringt den patriotischen Glauben und die Opferliebe zum Ausdruck, die die deutsche Jugend sowie die unsere bewegen und aufwühlen.«

Auch George begrüßte den Aufsatz seines Freundes in einem Bernhard Vallentin diktierten Brief vom 20. 9. 1914 aus Spremberg (Original: Familienarchiv).

269

GEORG VON LUKACS AN MARGARETE SUSMAN

Handschriftlicher Brief vom 4. 8. 1912 aus Budapest. 3 Faltbl. 10 S.

»Wenn auch »Leben« ein allzu vielseitiges Wort ist und man sich immer fürchten muß, aneinander vorbeizusprechen, wenn man es ausspricht, so viel ist sicher: *Leben ist Tat*. Was uns – E. B[loch]

220

Karl Wolfskehl, 1869–1909.  
Darmstadt: Agora vlg. 1969

und meine Bestrebungen – auch als Philosophen von dem Reinen trennt, ist, daß für uns auch die Philosophie (aber als Philosophie) eine Tat ist. Nicht eine scharfsinnige Methode, nicht eine geistvolle Kombination freier aber zu nichts verpflichtender Möglichkeiten, sondern ein Wagnis, das auf Tod und Leben, oder besser: auf Verdammnis und Erlösung geht. Aber hierin muß man streng sein: es soll eine Tat sein als Philosophie. Die Tat ist nur dann echt, wenn sie materialecht ist – und eben weil für uns Philosophie (als Faktum) mehr als anderen ist als eben »Philosophie« werden wir nie über sie hinaus schreiben, nie über ein »Leben« sprechen, das »eigentlich« mehr und wahrer und tiefer ist als das bloß »begriffliche« Denken.«

Diese Philosophie der Tat steht in einer Deszendenz der Heldenverehrung, die als Gegenbewegung zur Welt des schönen Scheines um die Jahrhundertwende entstanden war. Der im Georgekreis hochgeschätzte Germanist Gustav Roethe (1859–1926) hat sich zur Begeisterung Gundolfs als »Mitfechter für das Heroische, antiliberal, antiliteratenhaft... feind aller Kompromisselei« erwiesen. (George Gundolf, S. 173 und öfter).

270

GUSTAV ROETHE – DEUTSCHES HELDENTUM

Rede zum 47. Geburtstag Kaiser Wilhelms II. 1906

»... War der alte Recke ein Vertreter der Vergangenheit, in der er sein willig ihm folgendes Volk geführt hat, war der Ritter ein Musterbild für die Gegenwart, die von der Menge gar nichts wußte, so wirkte dieser geistige genial schöpferische Held (der »Schöpfer« wird als das von Goethe und der Romantik neu geschaffene Heldenideal hingestellt), ob zuversichtlich, ob zweifelnd für die Zukunft, mit jenem Mut der früher oder später den Widerstand der dumpfen Welt besiegt. Dieser Held hat seinen schlimmsten Feind in den Vielen, den viel zu Vielen...«

(G. R., Deutsche Denkrede. Leipzig o. J. [1927], S. 8 f.)

In noch schärferen Formulierungen, die Rolland nur als »wahnsinnig« bezeichnen kann, erliegt Friedrich Gundolf dem nationalen Fieber. In einem Aufsatz schreibt er:

271

FRIEDRICH GUNDOLF – TAT UND WORT IM KRIEG

Xerokopie aus der Frankfurter Zeitung (11. 10. 1914)

»... Deutsche Ideal... war es... über den Wert den Gewinn, über Wahrheit die Wirkung, über dem Geist die Gestalt, über dem

221



er Anschauung finden: es wäre eine Harmonie praestablierte in  
 einem Instrumentenstücken; in dem Begegnen unser Menschen, die  
 nicht dem Leben angehören. Dies könnte richtig sein,  
 wenn in dieser Bewertung unserer Verhältnisse, das In-  
 teresse das beschlagende gewesen wäre. Freilich kann  
 (hoffentlich) man sich vorstellen, dass G.B. der große Philo-  
 soph unserer Tage ist - hier hat er sich aber um einen Menschen  
hätten hätte behandelt, und weiß ich dies an ihm erlebt,  
 er hätte sich für meine Pflicht, Ihnen, das das Verhältnis  
 G.B. ebenfalls wichtig ist, das Prinzipielle daran erkennen.  
 Genau in dem Sinne, wie nach B's Andenkungen Ihre Auf-  
 fassung zu verstehen glaube, diese durchaus nicht erworben.  
 (Wenn auch "Leben" ein zu allzuvieldeutiges Wort  
 und man sich immer fürchten muss aneinander vor-  
 zu sprechen, wenn man es ausspricht, sonst ist Gefahr:  
es ist Tat. Was uns - G.B. und meine Postreibungen -



Grand Hotel  
 Scherzungen

I

4. VII. 1912

Verehrte gnädige Frau,

vielleicht wird Ihnen der Anlass aus dem <sup>ich</sup> Ihnen schreibe eigentümlich vor-  
 kommen, aber es ist so wichtig (ich glaube annehmen zu können auch für  
 Sie) und Sie werden, wenn es mir auch noch nicht vergönnt war, beson-  
 derlich bemühen zu können, wahrscheinlich aus dem, was Sie von mir lesen  
 haben, ein so festes Bild von mir gewonnen haben, dass ich mich über diese  
 "Eigentümlichkeit" der Lage hinwegsetzen darf und offen und unver-  
 hüllt in Ihnen sprechen darf. Ich hoffe, dass ich Sie mit dieser Offen-  
 heit nicht verletz; wenn dies der Fall wäre - vereihen Sie es: auch  
 ich kann Sie ja nur nach dem sehen, was sich von Ihnen gelesen  
 habe. Diese Eindrücke stehen fest und sind nicht änderbar; alles



Georg Lukács · \* 1885

Budapest, 25. 9. 1912

303

VEREHRTE FRAU VON BENDEMANN, UNVERANTWORTLICH  
lange ist es geworden, bis ich Ihnen antworten konnte;  
doch kaum, daß ich mir eine Gabe\* von Ihnen aneig-  
nete, kam eine neue und zwang mir ein neues In-  
Mich-Gehen und Entfernung vom Ausdruck auf. So  
kann ich erst auf alles auf einmal danken – und wenn  
mein Dank auch kürzer (weil zusammengeschoben)  
ist, so ist er darum nicht weniger warm.

Sehr schwer fällt es mir, auf Ihren Brief nach Scheve-  
ningen zu antworten. Alles Schreiben ist – selbst der  
Brief – allzusehr ein Bote des Überpersönlichen, als  
daß man darin – ohne schrende Inadaequatheit – auf  
das Allerpersönlichste eingehen könnte. Zudem haben  
wir uns nie gesehen – und wie schwer wird es dadurch  
alle Accento, die unausgesprochen hinter Worten  
liegen und den eigentlichen Sinn ausmachen, zu ver-  
stehen. Vielleicht wird es möglich sein, uns zu treffen;  
ich hoffe es sogar . . . Ich werde wahrscheinlich von Hei-  
delberg, wo ich im Winter bin, nach Bern fahren, was –  
wenn Sie zu dieser Zeit in Rüsclikon sind – mir die  
Gelegenheit bieten würde, Sie endlich persönlich  
kennenzulernen. Das wird mir und Ihnen Gelegen-  
heit geben, ganz anders über all dies zu sprechen, als  
es in einem Briefe möglich wäre.

Doch danken muß ich Ihnen für Ihren Brief, denn –  
wenn auch unsere Ansichten in diesem oder jenem  
auseinandergehen würden, das Eine, Wesentliche habe  
ich daraus erfahren: Ihre Gesinnung Ernst Bloch  
gegenüber, und ich bin fest überzeugt, daß, wenn Sie  
beide sich wieder treffen würden – jedes Mißverständ-  
nis endgültig behoben wäre.

\* M. S. Besprechung von Lukács' Buch *Die Seele und die Formen*  
in der »Frankfurter Zeitung« (Bibliographie 11).



Wenn ich Ihnen nun für Ihre Kritik über mein Buch und für Ihr Buch [*Vom Sinn der Liebe*] danken soll, so fällt es mir noch schwerer, mich adaequat auszudrücken. Ich fand fast alles Wesentliche meines Buches so stark und sicher durch Sie begriffen und gestaltet, wie ich es bis jetzt bei sehr wenigen Menschen fand. Ich darf ja für dieses Buch, das vielleicht noch weniger als ein Anfang ist, eigentlich auf kein Verständnis hoffen, und sicher keines fordern (wie es eine objektiv abgeschlossene Tat des Geistes verlangen kann). Ist es ja voll von einem intuitiven Wissen des (für mich) Kommenden, von Gedanken, deren Weg und Ziel mir erst jetzt – wo mir das Ganze und seine Form ganz fremd geworden ist – klar wird. Aber Sie haben es doch als objektives Ganzes fassen können und haben den wichtigsten Moment meines Weges erfaßt: meinen Formbegriff. Dafür muß ich Ihnen sehr danken, und hoffe bald durch Fertigeres meinen Dank für dieses vorausgegebene Verständnis in angemessener Form aussagen zu können. Sehr gefreut hat mich die Pointierung der Rolle der Geschichte sowie der Bedeutung des Anfangs- und des Schlußessays. – Wenn ich in einem Punkt mit Ihnen nicht einverstanden bin, so will ich nicht sagen, daß Sie das Buch so wie es ist falsch gedeutet haben, sondern daß Sie in diesem Punkt weniger hellseherisch das Kommende im Chaos erblickt haben als anderswo: das ist Ihre Deutung der »glaubenslosen Mystik«; Sie machen da aus meinem Zustand, in dem ich das Buch schrieb, oder aus dem Zustand, in dem *solche* Bücher geschrieben werden, einen Charakterzug. Das Fehlen des letzten, un-aufhebbaren Abschlusses ist die Verzweigung dieses Buches, aber – wenigstens für mein heutiges Gefühl – wird es doch schon einige Male aus der Ferne erblickt. Sie fassen dieses Ziel als unerreichbar und seine Unerreichbarkeit als geschichts-philosophisches »Faktum«, als Charakteristikum unserer Zeit. Für mich steht (auch zur Zeit als ich die Anfangs- und Schlußessays des Bandes schrieb) das Ziel als unbedingt erreichbares und zu erreichendes vor mir. Wenn ich es dennoch nicht erreichen würde, so wäre das kein »Faktum«, aus dem man Folgerungen über das Wesen



des metaphysischen Gefühls ziehen könnte, sondern ein Gericht *über mich* und *nur* über mich), über mein Nichtberufensein zur Philosophie.

Indem man die Möglichkeit der Antwort auf die letzte, alles entscheidende Frage ablehnt, womit alle unsere Kategorien ihre wirklich konstitutive Bedeutung verloren haben und alles, was wir über das Über-Uns und Außer-Uns-Aussagen, in uns bleibt, reflexiv wird, verliert man die entscheidende Verantwortlichkeit für die Strenge der Begriffe, die doch nur von der hierarchischen Einordnung in das absolute System geleistet werden kann. Ich habe in diesen Essays nichts unversucht gelassen, um dieser Gefahr zu entgehen. Alles – scheinbar – allzu Subjektive, »Poetische«, Fragmentarische entstand aus der Bemühung, eindeutig, scharf, verantwortungsvoll sein zu können – ohne die selbstverständliche Verantwortlichkeit des vollendeten Systems zu besitzen; *noch* zu besitzen. Und die Ethik der essayistischen Form ist die Verzweiflung, die aus *diesem* uralten Zwiespalt dieser Form entsteht.

Damit habe ich nun den Punkt erreicht, der mir möglich macht, Ihr Buch zu überschauen und das Wesentliche zu sagen, was ich dagegen sagen kann. (Und wieder empfinde ich sehr stark das Hemmende der Briefform: wenn ich zu Ihnen sprechen könnte, würden Sie an der Wärme und der Breite, mit der ich es sagen würde, sehen müssen, wieviel mir Ihr Buch dennoch bedeutet, daß die Härte, mit der ich auf diesen Punkt hinweise, gerade aus der Liebe zu Ihrem Buch und aus der Achtung vor der Gesinnung, aus der es entstand, entsprungen ist.) Um also gleich das Wichtigste zu sagen: Ihr Buch steht in der Mitte zwischen Essay und System. Indem es über den Essay hinausstrebt, verläßt es diese – aus »Verzweiflung« geborene und nur immanent wirkende, nur ad hoc geschaffene – Schärfe, kann aber die Schärfe der Verantwortung, der Hierarchie, des Systems nicht erreichen. Ich glaube, Sie wissen schon, woran ich denke: die Stellung, die Plazierung der Liebe als Vermittler, als vermittelndes Zwischendurch ist tief, aus echtester philosophischer Gesinnung geboren, aber es fehlt die letzte Klarheit. Das »Oben« und das »Unten« sind nicht mit entscheidender Klarheit herausgearbeitet, die



Topographie des Ubereinander und des Untereinander hat nicht die – geradezu künstlerisch-raumschaffende – Selbstverständlichkeit und Eindeutigkeit wie sie es das Urgefühl, aus dem sie entstanden ist, zweifellos besaß. »Leben« ist der vieldeutigste und schwankendste Begriff jeder Terminologie und gerade, wenn darauf etwas aufgebaut werden soll, ist äußerste Strenge nötig. Denn im Begriff »Leben« geht das Eigentliche, Wörtlich-zunehmende ständig in ein Metaphysisch-Uneigentliches über; es entstehen dadurch Undeutlichkeiten, Schwankungen und unerlaubte Zusammenfassungen, die nur durch ein nicht zur Gestalt gekommenes Grundgefühl, worin Eigentliches und Metaphysisches eins sind, zusammengehalten werden.

Und der Gipfelbegriff, der Begriff »Gott« zeigt ein ähnliches Schweben der beiden Bedeutungsmöglichkeiten. Er gewinnt keine Gestalt, ist nichts Festes, Eindeutiges, auf den etwas hinauslaufen könnte. Gerade wie von dem reinen Geschlechtscharakter der Liebe, mit allem irdischen Balast und fleischlicher Unzulänglichkeit eindeutig gesprochen werden muß, um die Transzendenz zur Klarheit, zum Nicht-mehr-bloß-Irdischen eindeutig vollziehen zu können, gradeso muß auch über Gott gesprochen werden: eindeutig, unmetaphorisch, wirklich verantwortungsvoll. Oder es darf nicht von ihm gesprochen werden. Sie haben – wenn ich mir diesen Ausdruck gestatten darf – eine mittelalterlich-katholische Gesinnung und Willen zum Eigentlichen, daneben aber eine modern-protestantische, vor dem Letzten ausweichende, »Sehnsucht« bleibende, »sentimentalische« Erkenntnistheorie; etwas das auf mich oft geradezu wie eine äußere Hemmung wirkt, wie etwas Anerzogenes, noch nicht Abgelegtes. Gerade die große Ehrlichkeit und die schöne, frauenhafte Tiefe Ihrer Gesinnung und Ihres Willens zwingt mich, dies so offen auszusprechen. Denn diese treiben Sie weit über die mehr oder minder geistvollen, aber immer im eigentlichen Kern selbstgenügsamen Uneigentlichkeiten unserer Zeit und der Verantwortungslosigkeit ihrer Philosophen hinaus. Aber – in diesem Buch fehlt noch ein letzter Entschluß, eine Art mit der selbstverständlichen Brutalität eines Kindes über alles zu sprechen, sich zu

Ihrer  
So sch  
Syste  
noch  
mit e  
nur e  
Harn  
Es wä  
über  
zes (a  
müss  
Stärk  
Gleich  
hat, e  
wird,  
sprec  
Ihne  
auf u

Ihne  
ergeb



Ihrer wirklichen Gesinnung naiv zu bekennen.

So scheint mir Ihr Buch ein Übergang vom Essay zum System zu sein – mit allen Schwankungen eines solchen, noch nicht ganz vollzogenen Überganges, aber auch mit einem schönen, stillen Leuchten einer – wenn auch nur erblickten und noch nicht erreichten – Klarheit und Harmonie der letzten Reife und inneren Vollendung. Es wäre inadäquat und fast eine Beleidigung, jetzt noch über Einzelnes zu sprechen: was mir Ihr Buch als Ganzes (als Tat sowohl wie als Hoffnung) bedeutet hat, müssen Sie aus allem, was ich gesagt habe, aus der Stärke mit der es mich inmitten einer vollständigen Gleichgültigkeit fremden Produkten gegenüber gepackt hat, empfinden. Ich hoffe, daß es mir bald gegeben sein wird, über dies und über noch vieles andere mit Ihnen sprechen zu können, bis dahin bitte ich Sie alles, was Ihnen hier fremd und vielleicht verletzend scheint – auf unsere persönliche Unbekanntschaft zu schieben.

307

Ihnen mit aufrichtigster und wärmster Hochachtung  
ergebener

Dr. Georg von Lukács